

Das Tal der Vermissten
Roman

Janko Kozmus

ISBN: 978-3-8495-9925-6

© Janko Kozmus

Umschlaggestaltung J.K. unter Verwendung
einer Fotografie von Lukas Kozmus

Schreiend rennt ein weiß gekleideter Mann ins Freie. Eine Gruppe von Saalgästen folgt ihm. Den Vorplatz überquerend läuft der Rufende in westlicher Richtung weiter, ohne auf seinen Schal zu achten, der hinter ihm her flattert, als besäße er ein Eigenleben. In den Gesichtern der Schaulustigen drückt sich Ratlosigkeit ob der Bedeutung des immergleichen Rufes aus. Gleichzeitig greift eine Lähmung um sich, der erst die entschiedene Frage einer Frau entgegenwirkt:

»Was meint Norec damit, der Platz reiche nicht aus?« Alle Blicke heften sich auf die Person, von der eine Antwort erwartet wird.

»Ich weiß es auch nicht, ihr wisst doch, Norec kann man nicht immer ernst nehmen!«

»Sollte man ihm nicht hinterherlaufen und ihn beruhigen?«, hakt die Frau nach.

»Der beruhigt sich wieder. Lassen wir ihn laufen. Wenn er am Bermuda-Dreieck angelangt ist, trinkt er ein Bier und kriegt sich wieder ein! Es ist ja nicht das erste Mal, dass er derart außer Rand und Band gerät.«

»Aber er muss doch etwas Bestimmtes mit seinen Rufen sagen wollen. Das klingt fast wie eine Warnung. *Wofür* soll der Platz nicht ausreichen?«

»Ich kann mir keinen Reim darauf machen. Kannst du es? Sieh dich doch mal um ...« Der Sprecher beschreibt einen weiten Bogen mit dem rechten Arm. »Sieht das für dich nach Platzmangel aus?« Geste und Aussage scheinen die Fragende zu überzeugen, immerhin verstummt sie. Es scheint keinen Grund mehr zu geben, weiterhin draußen auszuharren, und alle begeben sich nach und nach in das Gebäude zurück. Zuletzt

verlassen die Fragestellerin und der Antwortende den Ort. Letzterer zuckt mit den Schultern, als er dem leeren Platz, über dem ein aufkommender Wind Staub durcheinander wirbelt, den Rücken kehrt.

Ich weiß nicht, wie du das geschafft hast, aber überall hast du deine Finger im Spiel. Schon seit Langem habe ich so eine Ahnung. Jetzt, da ich mir sicher bin, muss ich dir diesen Brief schreiben, um dir ins Gesicht zu sagen, was ich von dir halte. Wie du aussiehst, weiß ich nicht, aber ich weiß, sollte ich dir begegnen, werde ich dich erkennen, und ich werde deine Physiognomie abstoßend finden. Beweise dafür, dass du hinter allem steckst, habe ich nicht, dennoch weiß ich einfach, dass du das bist, es definitiv sein musst. Wie könnte es sonst sein?! Bis zu einem bestimmten Zeitpunkt läuft über Jahre, was sage ich, über Jahrzehnte hinweg, alles reibungslos, und plötzlich geht alles schief. Nein, vielleicht nicht alles, aber doch so ziemlich alles. Wie machst du das?

Ich weiß, du musst damals an der Straße gestanden haben, um diesen Autofahrer zu blenden. Damit fing alles an. Oder fing es nicht eigentlich genau zwei Monate vorher schon an? Habe es bloß nicht gleich erkannt, heute weiß ich es besser. Du hast dich in die Firma eingeschlichen und dafür gesorgt, dass ich meinen Job loswurde. Wir alle haben damals unsere Arbeit verloren, die ganze verdammte Abteilung, dreiundzwanzig Leute, Männer und Frauen, die ich, obwohl sie teilweise nicht mehr die Jüngsten waren, immer als Jungs und Mädels betrachtet habe. In meiner Abteilung, ich meine natürlich die Abteilung, in der ich arbeitete, war ich mit meinen fünfunddreißig Jahren einer der ältesten und einer von nur zwei Kollegen mit Familie, mit Kindern. Der andere war Ossi und kam aus Adlershof. Er war der erste, der aus dem Osten der Stadt zu uns stieß. Ihm folgte eine Kollegin aus Köpenick. Sie erinnerte mich immer an den Hauptmann aus besagtem Ort. Dabei

hielt sie nicht viel von Literatur und hatte nichts gemein mit jenen literaturinteressierten Leuten, mit denen ich normalerweise umzugehen pflegte. Aber sie war ein sexy Wesen, und ich bedauerte es, dass Frauen nicht zur Nachtschicht zugelassen waren. Vielleicht hätte ihre Anwesenheit die endlos-öden Stunden etwas aufzulockern vermocht. So schob ich meistens Dienst mit einem meiner vielen schwulen Kollegen, was mir anfangs etwas komisch vorkam. Bald aber wurde aus der Ahnung, diese unterschieden sich nur in einer Hinsicht von mir, Gewissheit. Inzwischen sind zwei dieser Kollegen an Erkrankungen infolge von AIDS gestorben. Jedenfalls war ich einer der älteren Kollegen mit Nachwuchs und mein Chef meinte immer, ich bräuchte mich nicht zu sorgen. Erstens stünden selbst bei spärlicher Auftragslage keine Kündigungen an und zweitens sei ich der Letzte, der zu gehen haben würde. »Du arbeitest gut, und du hast Kinder, auf so was nehmen die Bosse hier Rücksicht«. Er sagte nicht »Bosse«, er sagte: »die von der Firmenleitung«. Außerdem gibt es da ja noch den Betriebsrat. Und was hat er mir geholfen, der Betriebsrat? Niente, rein gar nichts. Die haben es Tatsache durchgezogen, die ganze Mannschaft haben sie »betriebsbedingt« gekündigt. Mir kam das wie eine Fingerübung in ... wie heißt das gleich wieder ... habe damals – als in solchen Dingen Unbedarfter – extra mal in den Wirtschaftsteil der Zeitung gesehen ... genau, es handelte sich um eine Fingerübung in Sachen »lean production«. Das war eins dieser Schlagwörter, die zu jener Zeit aufkamen. Die haben ohne wirkliche wirtschaftliche Not schon mal die Mannschaft verjüngt, jawohl, »Gürtel enger schnallen«.

Gib zu, ohne deine Einmischung wäre das nicht passiert! Und ich, in meiner abgrundtiefen Dummheit, war im Grunde noch froh, gekündigt zu werden, erleichtert, mir eine Auszeit nehmen zu können. Wozu brauchte ich eine Auszeit? Hatte ich doch

sowieso schon eine verkürzte Arbeitswoche. Ich machte mich nicht tot, treu meiner Devise: Bedürfnisse reduzieren, weniger malochen!

»Maloche«, wie ich sie größtenteils zu verrichten hatte, war und ist für mich der Gegenbegriff zu sinnvoller, nicht entfremdeter Arbeit. Außerdem kommt »Maloche« so schön proletarisch daher, und manchmal gefällt es mir, in die Rolle des Proleten zu schlüpfen. Nicht, dass ich glauben würde, etwas Besseres zu sein, wobei ich schon stolz darauf bin, mir ein wenig Bildung angeeignet zu haben. Schließlich ist sie mir nicht einfach so zugefallen.

Jedenfalls habe ich mich, was das Weniger-Arbeiten angeht, darauf gefreut, noch mal – diesmal ohne Stress – auf den Marathon trainieren zu können. Warum macht der Mensch sich dermaßen fertig, wozu das alles? Da hatte ich also meine Auszeit! Ich bin nicht wieder zurückgegangen, im Gegensatz zu den meisten meiner Exkollegen. Die haben das Angebot angenommen, die Abfindung zurückzugeben und mit etwa zwei Dritteln des Ursprungslohns wieder einzusteigen. Ich nicht, ich hab die zwanzig Mille behalten und mich mittelmäßig reich gefühlt, ich armer Tor!

Gib zu, das war schon eine deiner bitterbösen Machenschaften. Sehr geschickt, mir vorzugaukeln, mir was Gutes zu tun und dabei im Hintergrund zu bleiben. Was sage ich, Hintergrund, für mich warst du überhaupt nicht vorhanden, du warst buchstäblich unsichtbar, nicht wahrzunehmen. Ich hatte keinen Schimmer von deiner Existenz. Obwohl ... eigentlich ... Wenn ich's mir genau überlege, diesem Moment hinterherfühle, habe ich es schon irgendwie geahnt. Irgendetwas war da. Nein, nein, irgendjemand war da. Und wer außer dir kann das gewesen sein? Du warst das, unbedingt, du musst das gewesen sein! Vorerst nur ein Nebel, eine Ahnung, Lichtjahre davon entfernt,

greifbar zu sein, weniger noch als das berühmte Ungeheuer von Loch Ness, ach, was sage ich. Du verfügtest über weniger Substanz als ein frühherbstlicher Nebelschleier über diesem schottischen See. Übrigens ein schönes Stückchen Erde, in die das Wasser eingebettet ist, besonders, wenn sich der Sommer seinem Ende zuneigt, alles golden in der Abendsonne erstrahlt, die Blätter ihr grünes Kleid bunt einfärben. Einer der letzten Flecken, die ich in Europa besucht hatte. Danach war ich fast nur noch auf dem Schwarzen Kontinent, wie ich ihn nenne, unterwegs. Jetzt wäre ich schon froh, käme ich weiter, als meine Muskelkraft das Zweirad unter mir bewegen kann.

Sei still! Ich höre dich lachen, der Spreewald ist doch schön, hi hi! Ja, er ist schön, doch das wollte ich mir aufsparen für die Zeit, wenn ich wirklich alt bin, wenn ich nicht mehr die Kraft habe, entlegene exotische Länder mit extremen klimatischen Bedingungen zu besuchen. Das ist das Schlimmste, was du mir angetan hast, kaum noch reisen zu können. Das habe ich von der Einheit, die einen haben nun Reisefreizügigkeit und meine ist aufgehoben, ins Nirwana gehievt, die Werktätigen von drüben haben die Arbeitnehmer von hier verdrängt, zumindest teilweise, in Berlin auf jeden Fall. Ja, ich weiß schon ... eine derartige Aussage spielt dir in die Karten. Ich weiß nicht, warum ich das so ausdrücke, wo es mir gleichzeitig wehtut.

Da ist sie schon wieder, ich fühle sie kommen, ja ja, jetzt höre ich sie tatsächlich, gleich wird sie klopfen, ich muss aufhören, ich schreibe später weiter, nein, besser morgen. Morgen, morgen werde ich dir ins Gesicht schreien, wie sehr ich dich verabscheue! Da klopft sie schon, schnell das Geschreibsel weggepackt. Sie muss es ja nicht unbedingt sehen, geht sie ja wirklich nichts an.

Selten hat sie so tief und traumlos geschlafen wie letzte Nacht. Morgentoilette und Frühstücksvorbereitung vollziehen sich mit traumwandlerischer Sicherheit wie von selbst. Während der ganzen Zeit denkt sie an nichts Bestimmtes. Ein vages Gefühl von noch zarter und zerbrechlicher Vertrautheit mit ihrer Umgebung und mit sich selbst umhüllt sie. Ohne es in ihr Bewusstsein dringen zu lassen, weiß ihr Innerstes, dass diese Empfindung ihr die Welt nicht öffnet, sondern verschließt und ihr ganzes Sein einengt. Zweifellos ist dies einer jener Augenblicke, in denen sie glaubt, einen Vorhang aufreißen zu müssen. Alltägliche Verrichtungen, wie das Abwaschen jetzt, helfen ihr beim Nachdenken. Doch kein Gedanke findet seinen Weg an die Oberfläche des Bewusstseins ohne einen Impuls. Ohne einen Auslöser treibt alles in einem Brei von Unbewusstheit, die allerdings, dieses naive Dümpeln auf der Oberfläche eines Sees von Motivationen, von Hemmungen, von unerfüllten Sehnsüchten und Trieben, nicht selten ein Wohlgefühl mit sich bringt. Ihre Stimmung, als es klopft, ist eher heiter zu nennen.

Laura schwebt federleicht zur Tür, sie öffnet neugierig. Und es erscheint ihr selbstverständlich, drei fremde Männer im Türrahmen stehen zu sehen. Fremd? Nein, einen zumindest erkennt sie. Er war am Vorabend bei ihrer Ankunft dabei. Bevor einer der Männer zu einer Äußerung ansetzen kann, sagt Laura:

»Ich kenne Sie, Sie waren doch gestern Abend draußen ... Kommen Sie herein ... Ich habe noch etwas Kaffee, wollen sie vielleicht welchen? Bringen Sie ihre Freunde mit herein!«

»Guten Morgen, Laura! Gesehen haben wir uns tatsächlich schon, trotzdem möchte ich mich – ohne förmlich werden zu

wollen – korrekt vorstellen: Mein Name ist Jojo, dies sind Jacques und Dhondu. Wir würden gern kurz zu dir reinkommen. Und vielen Dank, ich möchte keinen Kaffee, vielleicht wollt ihr?« Beide Begleiter schütteln wortlos lächelnd den Kopf. Auch Laura kann sich ein Lächeln nicht verkneifen, als Jojo seinen Namen nennt. Sie mustert ihn aufmerksam: Ein freundlich wirkender Mensch mit Rüschenhemd, Samtjäckchen und halblanger Hose mit knallgelben Socken, Schnabelschuhen und – völlig unpassend – einem offensichtlich mehrere Meter langen Tuch, unzählige Male um den Hals geschlungen, wie die beiden anderen ebenfalls eines tragen. Dies scheint der Umgebung hier geschuldet zu sein. Jojo, dem das Lächeln nicht entgangen ist und der es allem Anschein nach trefflich einzuordnen weiß, fügt hinzu:

»An sich heiße ich Johann Joachim, aber alle nennen mich ...«

»Jojo«, flötet Laura.

»Wir sind«, fährt Jojo fort, »gekommen, dich bei uns willkommen zu heißen. Ist alles zu deiner Zufriedenheit? Kommst du mit dem Herd zurecht, ist das Bett auch bequem? Ich hoffe, du hast gut geschlafen. Weißt du, wir machen hier nicht viel Aufhebens, wir kümmern uns um die kleinen Dinge des Lebens, die großen ...«, er lacht, »die großen ..., die kommen dann von ganz allein ...« Laura findet die drei Besucher ausgesprochen sympathisch. Sie lächelt immerzu und bestätigt jede Frage mit Zufriedenheit. Alles sei im Lot, absolut tadellos, es sei ihr behaglich zumute, ganz wie zu Hause ... Nur eine Kleinigkeit, eine winzige Kleinigkeit, die vermisse sie vielleicht doch. Sie habe ihre morgendlichen Pflichten beendet und könne sich nun gut vorstellen, sich mit einem Buch in aller Unschuld, sie lacht fast hysterisch bei dem Wort »Unschuld«, das habe sie irgendwo so gehört, das gefalle ihr, deshalb sage

sie das einfach so, ja, »in aller Unschuld« könne sie mit einem Buch über den Tag kommen.

»Gibt es hier vielleicht eine Gelegenheit, ein Buch ...?«

»Aber ja ...«, erstmalig hat sich Jacques in die kleine Konversation eingemischt. Laura wendet ihren Blick dem schmalen Gesicht des Sprechers zu, der sein Halstuch abnimmt. Sein Hals wird dadurch nicht frei, da er darunter ein auberginefarbenes Rollkragenhemd trägt, darüber ein dunkles Wolljacket mit hochgeklapptem Revers.

»Wir haben nicht viele Bücher hier, aber einige kommen doch zusammen, und die meisten sind wundervoll erhalten, darunter ist sogar eines von Jojo!« Laura klatscht ungläubig in die Hände und ruft:

»Jojo, du schreibst!« Jojo weicht zur Seite und erzeugt, indem er den Kopf leicht neigt, einen leutseligen Eindruck. Er sagt:

»Einige kleine Gedichte ...«

»Das ist ja wundervoll. Darf ich sie lesen?« Jacques scheint Jojos Verlegenheit zu bemerken und schaltet sich wieder ein:

»Falls du möchtest, kannst du gleich mit uns kommen. Wir zeigen dir alles und sehen nach, ob Jojos Büchlein gerade zur Verfügung steht. Falls nicht, besitzen wir daneben Bücher von Mateo, von Harry, von François und anderen.« Laura kennt François, von den anderen hat sie noch nie etwas gehört. Sollte das Buch von Jojo nicht da sein, hätte sie gerne etwas von ... wie heißt er gleich noch mal ... na ja, von einem, irgendeinem ihrer Lieblingsautoren gelesen. Sie sagt behutsam:

»Wenn wir tatsächlich gleich losgehen könnten, wäre das wunderbar.« Und spürt noch, ohne es konkret fassen zu können – einem Hauch aus einer fremden Welt gleichend – das Echo jener anderen, großen Namen.

»Dann lass uns gleich gehen!«, sagt Dhondu. »Du solltest dir vielleicht eine Jacke überziehen. Zu dieser Tageszeit ist es

noch ganz schön frisch.« Wie selbstverständlich folgt Laura dem Rat. Und plötzlich holt Dhondu etwas hervor, das er die ganze Zeit hinter seinem Rücken versteckt hielt. Einen Schritt in Lauras Richtung setzend, sagt er:

»Darf ich?« Auf ihr Nicken hin schlingt er ein ähnliches Tuch um ihren Hals, wie er und seine beiden Begleiter es tragen. Dabei trabt er wie ein Kind im Kreis um sie herum und lacht. Das Halstuch, ein mattes Grün, passt gut zu Lauras brauner Jacke. Laura lacht und bedankt sich überschwänglich, worauf die kleine Gruppe zum Aufbruch drängt.

In der Gewissheit einer baldigen Rückkehr, verlässt sie ihr neues Heim und folgt ihnen. Im Freien atmet sie tief durch. Es ist eine wunderbare Luft. Von der Sonne, die noch recht niedrig steht, geht ein seltsam diffuses Zwielflicht aus. Alle stecken ihre Hände wärmesuchend in die Jackentaschen, während sie in östlicher Richtung losmarschieren. Die Frau zieht den Kopf ein und kuschelt sich in die kleine Kostbarkeit um ihren Hals, als sei sie wieder ein Mädchen. Der nicht asphaltierte Weg gleicht einer Piste. Eine vereinzelt Windböe treibt die Selbstgewissheit des Mädchens in Staubwirbeln vor sich her. Die Häuser, an denen sie vorüber gehen, sind allesamt aus Lehm erbaut. Das Mädchen Laura gleitet in die Ratio der Erwachsenen zurück, als es sich fragt, ob später womöglich Sonnenhungrige auf den abgeflachten Dächern sitzen würden. Vor etwaigen Blicken wären diese durch meist vorhandene Balustraden geschützt. Die großen Abstände zwischen den Häusern geben die Sicht auf die dahinter liegenden Dünen frei. Nur selten verdecken Bauten in zweiter Reihe den Blick in die Wüste. Der verschwenderische Umgang mit potentielltem Baugrund erscheint der vollends Erwachsenen typisch für eine Gegend, in welcher der Boden keinen besonderen Wert besitzt. Es existiert kein abgetrennter Fußweg, ebenso wenig scheint es hier Fahr-

zeuge zu geben. Laura registriert das eher erleichtert als mit Bedauern. An einem größeren Gebäude erklärt Dhondu, er müsse sich leider von ihnen trennen, er habe noch etwas zu erledigen. Sicher sehe man sich des Abends im Bermuda-Dreieck. Er nickt ihnen zu und ist schon auf und davon. Laura sieht ihm nach, eine elegante Erscheinung. Selbst von hinten erkennt sie deutlich Dhondus stolzen, sehr aufrechten Gang. Nach wenigen Metern hebt sich die schlanke Gestalt kaum noch von der Umgebung ab, da seine Kurta, seine Hose sowie der Turban sich farblich kaum vom versandeten Weg unterscheiden. Schließlich wendet sie sich fragend an Jojo und Jacques:

»Bermuda-Dreieck? Was soll das sein?«

»Das ist unser Treff, eine Art Kneipe ...«, antwortet Jojo.

»Und wo ist dieser Treff, kann ich da auch hinkommen?«

»Natürlich, und es ist nicht zu verfehlen«, mischt sich Jacques ein. »Du musst diesen Weg zurück, in Richtung Westen gehen, der letzte Bau rechter Hand, das ist das Bermuda-Dreieck.« Laura nickt und versucht, ein Bild von diesem Ort zu entwerfen, dem Treff mit dem seltsamen Namen. Jacques unterbricht sie:

»Wir sind gleich in der Kantine, wo wir dich den anderen vorstellen werden!« Womöglich ist der Gedanke aus der Scheu geboren, einer beachtlichen Menschenmenge vorgeführt zu werden oder er entspringt tatsächlich dieser ganz besonderen Umgebung und Stunde:

»Es würde mir nichts ausmachen, noch ein Stück zu gehen. Es ist ein derart wunderbarer Morgen!«, schwärmt Laura.

»Wir sind da!«, sagt Jacques, ohne auf Lauras Begeisterung einzugehen, öffnet eine einfache Holztür und lässt zunächst Laura und Jojo hindurch, bevor er selbst das Gebäude betritt.

Laura steigt ein wunderbarer Geruch in die Nase.

»Das riecht ja herrlich, wie in einer Bäckerei!«

»Ja«, bestätigt Jojo. »Unser Brot wird hier gebacken, wo es gleich nebenan die meisten Abnehmer findet. Du kannst dir übrigens nachher gern welches mit nach Hause nehmen ...«

»Und wenn du Glück hast«, meldet sich Jacques, »kannst du dir außerdem ein Buch borgen, wie versprochen. Moment mal!« Sie haben einen Flur betreten mit drei abgehenden Türen. Die große führt geradeaus weiter, jeweils eine kleinere nach links und nach rechts. Jacques deutet zur rechten Tür und erklärt Laura, diese führe in besagte Bäckerei. Er öffnet die linke Tür, tritt ein und winkt Laura herein, während Jojo draußen bleibt. Nachdem Laura eingetreten ist, erkennt sie, dass Jojo vermutlich nicht nur aus einem Gefühl von Bescheidenheit nicht mitgekommen ist. Klein und fensterlos erinnert der Raum an eine Abstellkammer. Jacques hat eine bereitstehende Gaslampe entzündet. Lauras Augen gewöhnen sich nur langsam an das schummrige Licht. Jeder Zentimeter der Wände ist mit Regalen bestückt. Die Zahl der Bücher darin schätzt Laura auf etwa hundertundfünfzig. Die restlichen Regale sind bis zum Brechen vollgestopft mit Heften oder Akten. Auf dem Boden stehen weitere Hefte, zu Bündeln geschnürt.

»Herrje, was sind denn das für Papierstöße?«, entfährt es ihr.

»Das sind unsere Protokolle!«, sagt Jacques.

»Was für Protokolle?«, fragt Laura, tut einen Schritt nach vorne. »Darf ich mal reinschauen?« Bevor Jacques antworten kann, hat sie schon nach einem Heft gegriffen und die erste Seite aufgeschlagen. Sie liest: »Erste Sitzung von Theodosia, protokolliert von Andras. Theodosia ging ohne Umschweife...« Wer mag diese Theodosia sein, denkt Laura, als unerwartet eine Hand von hinten nach dem Heft greift und es Laura sanft, aber bestimmt entwindet. Eine Stimme sagt:

»Du wolltest dir doch das Buch von Jojo mitnehmen, das ist mit Sicherheit eine schönere Lektüre als die langatmigen Pro-

tokolle unserer Sitzungen ...« Jacques legt den Hefter auf den nächstbesten Stoß und rückt zur Seite, weg von Laura, die nicht lockerlässt:

»Was sind das für Sitzungen?«

»Die wirst du noch früh genug erleben. Sieh nur, was für ein Glück du hast, eine Riesenauswahl an Büchern!« Laura versichert sich mit prüfendem Blick, keine Bücher übersehen zu haben. Dann sieht sie in Jacques' schmales Gesicht, seine Miene deutet auf eine ernst gemeinte Aussage hin. Er blickt sich kurz um und sagt:

»Jojos Buch scheint nicht da zu sein.«

»Wie konntest du das derart schnell sehen?«

»Ich war schon sehr, sehr oft hier ...« Jacques vollführt eine Geste, die Laura als Einladung versteht, sich näher umzusehen. Sie betrachtet die Bücher eingehender, nimmt eines in die Hand und blättert darin. Anschließend widmet sie sich einem zweiten und einem dritten Buch, vergisst ihren Begleiter. Etwas länger verweilt sie bei dem Buch von jenem von Jacques erwähnten Harry: *Der falsche Prinz. Leben und Abenteuer des Harry D.* Sie entscheidet sich für dieses eine Buch, zwei oder gar mehrere mitzunehmen erscheint ihr angesichts der Knappheit wie ein Sakrileg.

»Eine interessante Wahl«, kommentiert Jacques und löscht die Gaslampe. Beide treten in den Flur zum wartenden Jojo, der Laura zulächelt.

»Dein Buch war leider nicht da!« Jojo zuckt mit den Schultern und lässt Laura den Vortritt, nachdem er die große Tür geöffnet hat. Sie betritt einen gut besuchten Saal, der Neuankommenden nur noch Restplätze offeriert. Ein unbestimmtes Rauschen von zahlreichen halblaut geführten Gesprächen füllt den Raum. Keiner der Frühstücksgäste sitzt allein. Laura zögert, weiterzugehen. Da kommt Jacques, der schon ein Stück

vorausgegangen war, zurück und führt Laura nach vorne. Niemand kümmert sich um die Neuankömmlinge. An der Theke, wo eine Frau und ein Mann offenbar den Service bestreiten, versucht Jojo nicht etwa diesen in Anspruch zu nehmen, sondern die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, was ihm nach und nach gelingt. Die Unterhaltung schwillt ab. Jojo hebt an:

»Ich will nicht lange stören, doch möchte ich euch die Neue vorstellen, das ist Laura! Laura wohnt in dem Haus neben Judge-Joe und scheint ein angenehmer und fröhlicher Mensch zu sein. Ich möchte, dass ihr Laura begrüßt!« Daraufhin ruft jedermann Laura irgendwelche Begrüßungsworte zu. Nichts ist abgestimmt. Es gibt kein Ritual, keine Formel, keinen Puffer, nichts, was Koordination oder Ordnung mit sich bringen würde. Laura ist überwältigt. Während sie ihre Verunsicherung mit einem Lächeln zu überspielen versucht, vergleicht sie den Zustand im Saal mit einem von Kindern verursachten heillosen Durcheinander. Spürt dann doch, wie verkrampt ihr Lächeln wirken muss. Die Hände an die Außenseiten ihrer Oberschenkel gepresst, blickt sie verwirrt zu ihren beiden Begleitern. Jacques grinst, Jojo lächelt, fast gleichzeitig kommentieren sie:

»Sie mögen dich!«

...

...

.
. .
.

»Offensichtlich können wir im Augenblick nicht klären, wo Brody abgeblieben ist, aber es sollte uns nicht allzu schwerfallen, Ersatz zu finden. Ist jemand unter euch bereit, ihn zu vertreten?« Douglas sieht in die Runde, ein relativ junger Mann in

der zweiten Reihe hüstelt, ansonsten herrscht absolute Ruhe. Douglas sagt:

»Niemand?« Wieder eine Minute absoluter Ruhe. Dann hebt sich ein Arm und eine bekannte Stimme sagt:

»Ich könnte ja ...« Während vereinzelt gelacht wird, fällt Dhondu dem Sprecher ins Wort:

»Nicht schon wieder, du redest ja doch nur um den Brei herum!«

»Das ist nicht wahr!« Ein Zuhörer ruft dazwischen:

»Er soll erzählen, aber nicht aus seinem Testament, das kenne ich mittlerweile in- und auswendig!« Beifällige Zwischenrufe und Gelächter folgen. Der Freiwillige, der inzwischen aufgestanden ist, weist den Kritiker zurecht:

»So ein Testament würdest du doch nie zustande bringen!« Damit hat er nun die Lacher auf seiner Seite. Douglas sieht sich verpflichtet, einzugreifen, bevor die Situation vollständig außer Kontrolle gerät. Er sagt:

»François, bist du denn bereit, ernsthaft von dir zu erzählen?«

»Natürlich bin ich das!«, antwortet François, zwingt sich an seinen Nachbarn vorbei und steigt aufs Podium. Douglas steht auf, überlässt François seinen Platz, nimmt einen der anderen freien Stühle und schiebt ihn ein wenig nach außen, bevor er sich setzt. François stellt das Zentrum der Aufmerksamkeit dar:

»Was wollt ihr denn hören!« Ein Zuhörer ruft:

»Sing uns ein Lied! Wo ist deine Laute?« Wieder lachen einige, Dhondu sagt:

»Bleibt doch bitte bei der Sache! Hat jemand eine ernste Frage?« Keine Antwort. Dhondu sagt:

»Dann werde ich damit beginnen!« Dhondu schweigt einige Sekunden und fährt dann fort: »François, beim ersten Mal, als ich dich von hier oben erzählen hörte, berichtetest du von den Prügeln, die du schon als Kind von der Polizei ...«

»Von dem Châtelet«

»Entschuldige! ... von den Prügeln, die du vom Châtelet bezogen hast, aber gab es nicht Gründe dafür? Ich meine, natürlich verabscheue ich ... mittlerweile ... jegliche körperliche Züchtigung, überhaupt Strafen ...«

»*Mon Dieu!* Natürlich gab es Gründe: Ich hatte Hunger!«
Dhondu sagt:

»Du willst damit sagen, dass du Brot gestohlen hast?«

»Ja, ich war hungrig, Mann, das kannst du dir nicht vorstellen, wie hungrig ich war, und da habe ich Brot gestohlen!«

Dhondu sagt:

»Haben deine Eltern dir nicht zu essen gegeben?«

»Mann, du kannst fragen! Mein Vater war schon tot, und meine Mutter hat sich zwar alle Mühe gegeben, es aber selten geschafft, genug Futter für uns heranzuschaffen!«

»Hattest du denn viele Geschwister?«

»Nein, Mann! Hatte ich nicht, keine Brüder, keine Schwestern.«

»Und deine Mutter hat es nicht fertig gebracht, für euch beide zu sorgen?«

»Du machst dir keine Vorstellungen, wie das zu jener Zeit war. Die englischen Truppen mussten Paris zwar verlassen, damals war ich fünf, aber sie haben sämtliche Zufahrtswege gesperrt. Lebensmittel vom Lande konnten nicht in die Stadt gelangen. Kann man sich das vorstellen?! Eine Stadt wie Paris ohne Lebensmittel! Und da fragst du, ob meine Mutter es nicht geschafft hat, uns zu versorgen ...«

Dhondu schweigt sichtlich betroffen, atmet tief durch und sagt:

»Dann hat sie eine Lösung gefunden, wenigstens für dich?«

»Ja, sie hat mich zum *Maitre* gebracht, fortan ging es mir besser!«

»Ging es dir wirklich besser, hast du dich denn niemals nach deiner Mutter gesehnt? Ich meine, im Alter von fünf Jahren, da vergisst man doch seine Mutter nicht mehr!«

»Mann, ich war froh, vom Rabenberg wegzukommen!«

»Rabenberg?«

»Ja: *Montcorbier*! Da komme ich her, das war mein Name!«

»Später hast du dich nach dem *Maître* benannt?!«

»Mann, ja, er hat mir alles gegeben!«

»Und du hast es ihm gedankt?«

»Ich war ein fleißiger Schüler!«

»Er war zufrieden mit dir?«

»Ich war ein gelehriger Ministrant«

»Du hast ihn nie enttäuscht?!«

»Mann, ich habe das *Baccalauréat* gemacht«

»Hat er sich nicht mehr erträumt?«

»Ich erlangte den Grad eines Magister artium!«

»Hat er nie mehr von dir erwartet?«

»Mann, was noch? Ich, der Straßensjunge, ohne Vater, aus der Gosse, mächtig nicht nur der französischen, sondern darüber hinaus der griechischen und lateinischen Sprache!«

»Ist es das gewesen, was der *Maître* von dir wollte?«

»Ich war ein Dichter, ein Sänger!« Da kommt aus dem Publikum ein Zwischenruf:

»Ja, ein Sänger dichter Frauenröcke!« Alles lacht, auch François scheint der Kommentar zu gefallen, noch lachend prustet er heraus:

»Da hast du Recht, Mateo! Gibt es einen wärmeren Ort?!« Wieder lacht alles. Dhondu versucht, das Ganze wieder ernstern Regionen zuzuführen:

»Du hast doch nicht nur die Schönheit der Frauen besungen, hast du nicht auch das Leben der einfachen Menschen ...« Doch Mateo, der Zwischenrufer, gibt nicht so leicht auf:

»Ja, das hat er, seine Diebeskumpanen, die Muschelbrüder, das waren einfache Menschen!« Dieses Mal lacht nur ein Einziger im Publikum. Dhondou fragt:

»Die *Muschelbrüder*?« François setzt zu einer Antwort an, doch Mateo geht dazwischen, indem er aufsteht:

»Die Muschelbrüder, die *Coquille*. Ein Haufen von Dieben und Mördern.« Da meldet sich François.

»Ja, das waren sie: Diebe und Mörder und einiges mehr. Doch die haben wenigstens zusammengehalten. Sie haben mir oft geholfen!« Dhondou versucht erneut, Struktur in den Ablauf zu bringen:

»Wann war das?«

»Das war viele Male. Immer wenn ich Paris verlassen musste, aber auch innerhalb der Tore meiner Stadt!«

»Sie haben dir Unterschlupf gewährt?«

»Ja. Und andere Hilfe: Schmiere stehen zum Beispiel!« Der erneute Zwischenruf erreicht seinen Zweck, die meisten der Anwesenden lachen. François schreit dazwischen:

»Ein einziges Mal habe ich ...«

»Ein einziges Mal ...?« echot es aus der Menge. Eine kurze Pause entsteht. Die Leute beruhigen sich. Es wird ganz still. François sagt:

»Vielleicht auch noch ein weiteres Mal ...« Dhondou unterbricht ihn:

»Wie stehst du heute dazu, François, dass du ein Dieb warst?«

»Welche Möglichkeit blieb mir denn sonst?!«

»Bereust du es?«

»Wie hätte ich es anders machen können?«

»Bereust du es?«, wiederholt Dhondou.

»Dann sag du mir doch, wie ich es verhindern hätte sollen!« Statt darauf einzugehen, sagt Dhondou:

»Hast du nicht auch einen Menschen getötet?«
»Ich habe mich nur verteidigt!«
»Bereust du es, diesen Menschen umgebracht zu haben?«
»Ich habe mich doch nur verteidigt!«
»Kämeest du heute wieder in eine solche Situation, was würdest du tun?«

»Solche Situationen gibt es hier nicht!«
»Eine rein hypothetische Frage: Kämeest du wieder in eine solche Situation, was würdest du tun?«

»Ich wäre vorsichtiger, ich wollte doch nicht, dass er stirbt!«
»Du hättest es also verhindern können?«
»Nein!... Ja, vielleicht, ich musste mich doch verteidigen, vielleicht hätte ich besser darauf achten müssen, wohin ich steche und wie fest. In Wahrheit wollte ich das doch nicht. Ich war niemals ein Mensch, der herumgelaufen ist und Leute umgebracht hat, vielleicht gar Kinder!« Alle können das Zittern in François' Stimme hören. Die meisten wünschen sich, die Fragerei möge aufhören, François sich setzen. Doch Dhondou lässt nicht locker, er fragt:

»Was meinst du damit? Willst du uns was verschweigen? Oder kann es sein, du verbirgst etwas vor dir selbst?«

»Nein!«
»Sag die Wahrheit!«
»Ich verberge nichts!«
»Warum hast du die Kinder erwähnt. Kann es vielleicht doch sein, dass du ...«

»Nein!«
»Warum hast du dann diese Kinder erwähnt?« François holt tief Luft und sagt:

»Habt ihr je von einem Gilles de Rais gehört?«
»War das nicht ein Marschall von Frankreich?«, sagt Douglas laut. »Und hat er nicht gar mit Jeanne d'Arc gekämpft?!«

»Genau der: Gilles de Leval, Baron von Rais, Marschall von Frankreich!« François hält inne, als wollte er die Wirkung seiner Worte unterstreichen. Seine Augen irren durchs Publikum, finden jedoch keinen Halt. Mit unsicherer Stimme fährt er fort:

»Als ich neun Jahre alt war, wurde er hingerichtet! Wisst ihr, warum er hingerichtet worden ist?« Kleine Pause, dann schreit François:

»Nein, das wisst ihr nicht!« Mit gesenkter Stimme fährt er fort:

»Gilles de Rais war ein Edelmann, er war es sogar, der auf das Bauernmädchen Jeanne aufmerksam gemacht hat ... Doch später hat er sie verraten, zumindest quälten ihn Schuldgefühle, den Tod der Jungfrau auf dem Scheiterhaufen nicht verhindert zu haben.« François' Augen wandern noch immer im Publikum umher, ihr Blick schweift in die Ferne, verliert seinen Halt:

»Von diesem Schuldgefühl getrieben, begann der Edelmann Gilles de Rais seine Pflichten schleifen zu lassen. Nächtelang lag er auf dem Boden seiner Schlosskapelle und flehte um Vergebung seiner Sünde, seiner Schuld. Doch er fühlte keine Erleichterung. Er vernachlässigte nicht nur seine Pflichten, sondern auch sein Äußeres, er verwahrloste.« François' Blick verharrt. Er ruht in den hinteren Reihen des Publikums. Er erkennt Lia, lächelt ihr zu. Erstaunt blickt er auf den freien Platz neben ihr. Er stockt, kann seine Erzählung nicht gleich wieder aufnehmen. Er denkt an dieses reizende Ding, das im Keller des Bermuda-Dreiecks in seinem Schoß ausruhte. Saß sie nicht bei Beginn der Sitzung neben Lia? Da ermahnt ihn sehr vorsichtig Dhondu, doch seinen Bericht fortzusetzen. François wird sich seiner Abwesenheit bewusst. Er fährt fort:

»Gilles de Rais geißelte sich. Er betete, fluchte und führte ein Einsiedlerdasein. Dann, eines Tages, wusste er, was er zu tun hatte, um seine Schuld zu begleichen! Er präsentierte sich

wieder standesgemäß. Dann begann er, eine Folge von mit großem Pomp ausgestatteten Mysterienspielen zu organisieren. Auf dem Höhepunkt dieser Serie präsentierte Gilles de Rais zum Jahrestag der Verbrennung der Jeanne d'Arc das von ihm selbst verfasste ›Mysterium der Belagerung von Orléans‹. Dies hat einzig die Ehrenrettung der Jungfrau zum Inhalt. Ihre göttliche Sendung wird ebenso herausgestrichen wie die Intrigen, die zu ihrer Verurteilung führten. Die Rehabilitierung gelingt, das Volk fällt zum Gebet zu Boden, Gilles de Rais hat seine Schuld bezahlt. Und das ebenfalls in barer Münze. Die Folge von Aufführungen im ganzen Lande sowie der erneut aufwändige Lebensstil haben den größten Teil des Vermögens des Barons verschlungen. Er zieht sich auf sein Schloss Tiffauges in der Bretagne zurück und verfällt in seiner Verzweiflung auf Alchimie und Schwarze Magie. Das Schaffen von Gold erfordert Opfer, Tiere werden geschlachtet. Doch der Erfolg bleibt aus.

In dieser Zeit verschwanden in der Umgebung des Schlosses reihenweise Kinder. Polizeiorgane fahndeten erfolglos. Der Landesherr sorgte schon dafür. Schließlich wurde dem Baron, der immer mehr in Schulden geriet, ein einfacher Kirchenraub zum Verhängnis. Endlich arbeiteten die Behörden zusammen. Durchsuchungen seines Schlosses drohten. Trotz hektischen Bestrebens de Rais', Leichenreste zu beseitigen, wurden genug Beweise gefunden, ihn ...«, François hält inne, beißt sich auf die Unterlippe und presst hervor: »... diesen Satan!«, François kämpft offensichtlich um Fassung, setzt erneut an: »... genug Beweise gefunden, ihn der schlimmsten Sachen anzuklagen, die sich ein Mensch ... ein Tier ... nur ausdenken kann ... Der Bischof von Nantes ließ ein förmliches Verfahren gegen ihn einleiten. Gilles de Rais wurde des Massenmords angeklagt und gestand – wohl auch aus Angst vor inquisitorischer Befra-

gung – ›aus freien Stücken‹ seine Schandtaten. Ich kann euch lieben Menschen unmöglich all das berichten, was diese Bestie getan hat ...«

Douglas ist der erste, der sich soweit in der Gewalt hat, nachhaken zu können, was den Anschein erweckt, er messe der vollständigen Aufklärung große Bedeutung bei. Er sagt ganz gefasst:

»Was hat Gilles de Rais mit den Kindern gemacht?«

François presst immer noch die Lippen gegeneinander, als sollte kein Wort mehr herausschlüpfen. Er schweigt verbissen. Da meldet sich eine Stimme aus der Zuhörerschaft:

»Sag uns, was er getan hat. Wir möchten, wir *müssen* es wissen!« François Lippen beben, dann setzt er an, und in einem Schwall schießen die Worte hervor, nur schnell heraus damit, als gelte es, sie und die damit verbundenen Bilder weit weg zu schleudern:

»Er hat die Kinder vergewaltigt, er hat sie aufgeschlitzt und in ihren Gedärmen gewühlt, er hat sie wieder und wieder missbraucht. Ein ums andere Mal hat er seine Häscher losgeschickt, um immer noch mehr Opfer heranzuschaffen ... Dutzende, Hunderte ... Und ich hätte eines dieser Kinder sein können ...« Zuletzt hat François geschrien, jetzt schweigt er. Übergangslos wird sein mächtiger Körper von einem Heulkampf geschüttelt. Dhondu und Theo sind aufgestanden, zu ihm hinüber gegangen; sie trösten und umarmen ihn jetzt. Endlose Minuten verstreichen, keiner im Saal rührt sich von der Stelle. Allmählich geht François' Schluchzen in gelegentliche Seufzer über, Seufzer, wie sie vielleicht das letzte Mal nach einem Weinkrampf als Kind aus ihm hervorgebrochen sind.

Dhondu und Theo richten sich auf, gehen wieder zu ihren Plätzen. Sekunden lang herrscht totale Stille, dann meldet sich Dhondu:

»Das war eine erschütternde Geschichte. Gestatte mir dennoch die Frage, warum du sie erzählt hast.«

»Mann, ich hätte eines der Kinder sein können. Ich habe mir viel Gedanken um das Schicksal von Kindern gemacht. Schließlich hatte ich das Glück gehabt, dem Elend zu entkommen und habe mich umso mehr mit jenen identifiziert, die weniger Glück hatten. Für sie empfand ich sehr viel Mitgefühl und wie viel mehr für jene, die das Unglück traf, den Häschern des Gilles de Rais' in die Hände zu fallen. Es zerreißt mich schier, wenn ich nur daran denke!«

»Doch diese Vorfälle passierten in einer ganz anderen Gegend, nicht in oder um Paris.«

»Das schon, aber trotzdem habe ich mir vorgestellt, ich hätte eines der Kinder sein können.«

»Ja, das verstehe ich. Doch könnte es denn auch sein, dass du, indem du uns weitaus schlimmere Untaten als deinen Totschlag vor Augen führst, von deiner eigenen Tat ablenken willst?«

»Nein, Mann! Darum geht es mir nicht ...«

»Akzeptierst du denn nun, einen Fehler begangen zu haben, als du diesen Menschen getötet hast?«

»Mann, ich sag dir doch, ich hab mich nur gewehrt!«

»Ich frage dich noch einmal: Bereust du es, ihn getötet zu haben, siehst du deinen Fehler ein?«

»Aber ich musste mich doch wehren ...«

»François, es geht nicht darum, dich an den Pranger zu stellen. Es geht vielmehr darum, dass du zu dir selbst zurück findest. Ich meine ... Warum hast du dich bereit erklärt, heute Abend vor uns zu treten und deine Geschichte zu erzählen? Glaubst du, die Gemeinschaft hat das von dir erwartet?«

»Ja ... vielleicht.«

»Wie kommst du darauf?«

»Es wird doch immer wieder betont ...«

»Es? Von wem wird etwas betont?«

»Von wem?! Von jedermann. Jeder weiß, wie wichtig diese Sitzungen genommen werden ...«

»Und warum, meinst du, werden sie so wichtig genommen?«

»Weil man von dem naiven Gedanken ausgeht, dass jeder, der hier oben steht und sein Leben vor den anderen ausschüttet, besser mit seinen eigenen Widersprüchen klarkommt.«

»Und du glaubst das nicht?«

»Das ist von Individuum zu Individuum verschieden. Die einen können leicht aus sich herausgehen und womöglich hilft es ihnen auch, sich auszuheulen. Andere wiederum können nicht so leicht über sich selbst reden.«

»Wie ist das bei dir?«

»Es gibt Abschnitte meines Lebens, über die ich gerne rede und andere, die ich lieber für mich behalte.«

»Aber glaubst du nicht auch, dass gerade die, über die man nicht gerne redet, wesentlich für das Verständnis und die Lösung eines inneren Konflikts sind?«

»Mag sein.«

»Es scheint, wir haben bei dir den wunden ... nein entschuldige ... den *wesentlichen* Punkt bereits berührt. Ich möchte dich fragen, falls du es erlaubst, ob es sich tatsächlich so verhält.«

»Ich bin mir nicht sicher, kann schon sein.«

»Und bist du bereit, dort anzuknüpfen, wo wir stehen geblieben sind?«

»Ich weiß nicht ... Mich beschleicht das Gefühl, du willst etwas aus mir herauskitzeln, was ich nicht geben kann, weil ich es nicht so sehe. Ich soll etwas eingestehen, wo es nichts einzugestehen gibt. Vielleicht kann ich das irgendwann einmal, vielleicht auch nie ... Es stimmt, ich habe diesen Menschen getötet, aber so sehr ich das bedauere, so glaube ich doch gleichzeitig, dass ich nicht anders handeln konnte.«

»Also bereust du deine Handlung?«

»Nein, ich kann doch eine Tat nicht bereuen, für die es aus meiner Sicht keine Alternative gab.«

»Das ist dein letztes Wort?«

»Ja, Mann!«

»Dann bleibt mir nur zu sagen, dass du dieses Forum jederzeit wieder aufsuchen kannst, wenn dir danach ist, sprich: sich eine neue Sicht für dich ergeben hat.«

»Gut.« Unter Schnaufen und Seufzen verlässt François das Podium. Die gewohnte Leichtigkeit scheint ihn verlassen zu haben, sein Körper wirkt plötzlich zerbrechlich. Es herrscht Stille im Saal. Als François an Douglas vorbeikommt, räuspert sich dieser und sagt:

»Hey, François, wollen wir alle noch was trinken gehen, hast du Lust dazu?« François streckt sich und lächelt, dann nickt er, und Douglas ruft in den Raum:

»Heute Abend sollte François nicht alleine bleiben! Wer kommt noch mit ins Bermuda-Dreieck?« Da hebt ein befreiendes Gebrüll im Saal an, viele der Anwesenden strecken ihre Arme in die Höhe und rufen »Ich ... Ich ... Ich komme mit!«. Bänke schaben, Stühle knacken und krachen. Auch die drei auf dem Podium stehen auf und reihen sich in die Menge ein, die sich warm und freundschaftlich wie ein schnurrendes, sein Junges schützendes Tier um sie, besonders eng aber um François schließt.